

Dichtung und Staatsleben in der deutschen Schweiz

Autor(en): **Ermatinger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **3 (1935-1936)**

Heft 8

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759263>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dichtung und Staatsleben in der deutschen Schweiz

von Emil Ermatinger

Wir erleben heute das erregende Schauspiel, wie in unserm nördlichen Nachbarlande eine zur Macht gelangte Schicht des Volkes nicht nur eine neue staatlich-wirtschaftliche Ordnung begründet, sondern diese Ordnung auch auf eine neue Weltanschauung gestellt hat und aus dieser eine neue Auffassung des Rechtes, der Wissenschaften und der Künste abzuleiten strebt. Ob, was so entschlossener Intellekt und gespannter Wille geschaffen, sich fruchtbar auswirken wird und tatsächlich ein neues Menschentum und eine neue deutsche Bildung daraus hervorgehen werden, darüber steht nicht der Gegenwart das Urteil zu. Uns aber liegt ob, die geistige Lage zu überprüfen, in die die Wandlung in Deutschland die deutsche Schweiz gebracht hat. Erst die Geschehnisse der letzten Jahre haben uns ins Bewußtsein gehoben, in welchem Umfange unsere ganze Bildung bisher von Deutschland her beeinflußt worden ist. Die Gemeinsamkeit der Sprache und die Kleinheit unseres eigenen Lebensraumes haben es bewirkt, daß unser Geistesleben in beträchtlichem Umfange geradezu nur ein Anhängsel der allgemeinen deutschen Bildung gewesen ist. Wir haben die Bücher gelesen, die die Deutschen über dem Rheine lasen, die in deutschen Verlagen erschienen, in deutschen Zeitungen und Zeitschriften empfohlen wurden. Deutsche Zeitschriften haben unsere Wissenschaft befruchtet und unser Unterhaltungsbedürfnis befriedigt. Unsere Studenten holten einen erklecklichen Teil ihrer wissenschaftlichen Ausbildung an deutschen Universitäten. Schweizerische Gelehrte waren in engstem Gedankenaustausch mit deutschen Kollegen. Deutsche Schriftsteller lasen ihre Werke in der Schweiz, schweizerische trugen in Deutschland vor.

Dieser ganze geistige Verkehr ist heute zu einem bedeutenden Teile unterbunden. Denn es ist uns in jedem Betracht versagt, jenem neuen deutschen Geist anders denn als Zuschauer gegenüberzustehen. Auf uns wirken lassen können wir ihn schon deswegen nicht, weil ja die allgemein-grundsätzlichen wie die besonderen geschichtlichen Voraussetzungen dazu bei uns völlig andere sind als in Deutschland. Wir müssen uns aber bewußt sein: den größeren Schaden trägt von der

Trennung das kleinere Land. Ein Zustand der Vereinsamung und Einschnürung droht, wie ihn die deutsche Schweiz schon einmal durchgemacht hat, als die politische Abtrennung vom Reiche nach dem Schwabenkriege und die kirchlich-geistige Scheidung durch die Reformation sie auf sich selber gestellt hatten. Das Gespenst des siebzehnten Jahrhunderts, jener Zeit geistiger Armut und Enge, steigt vor uns auf. Man soll nicht sagen: eine solche Einengung könne uns nicht mehr treffen. Der heutige Weltverkehr, darin die Schweiz mitten drin steht, trage uns auch geistige Anregung von allen Seiten zu, wenn der Zustrom aus dem einen Lande stockt oder wir ihm einen Damm entgegenstellen. Man mag heute, wo die Völker sich wirtschaftlich voreinander abschliessen, über Bestand und Wert des geistigen Weltverkehrs skeptischer denken als noch vor zehn Jahren. Und vor allem: wer das innere Leben des Geistes kennt, weiß, daß die Anregungen, die uns von anderssprachigen Völkern zuströmen, nur die intellektuelle Epidermis unserer Seele erreichen, vielleicht die Wissenschaft befruchten, daß aber nur die Werke der gemeinsamen Sprache in jene geheimen und stillen Seelenbezirke einzudringen vermögen, wo das schöpferische Leben entsteht.

Indes, solche weltgeschichtlichen Scheidungen, wie wir jetzt eine erleben, können auch fruchtbare Entscheidungen werden. Sie können, wenn nur der Grund gesund und die Kraft des Volkes noch nicht verbraucht ist, auch dazu dienen, die gewachsene Eigenart reiner herauszuarbeiten und vielleicht gehemmte eigene Kräfte zu reicherer Entfaltung anzuregen. Es ist offensichtlich: während der Jahrzehnte der engen geistig-literarischen Verbundenheit mit dem Leben des Reiches ist im Schaffen unserer Schriftsteller wie im Bewußtsein unseres Volkes die eigene Art mehr und mehr verschüttet worden. Es hat, hauptsächlich durch das Schrifttum, eine Angleichung an deutsches Denken stattgefunden. Wer die Entwicklung des Schweizergeistes in der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts verfolgt, nimmt wahr, wie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Unterschiede verschwinden. Ein Denker und Erzieher wie Heinrich Pestalozzi konnte nur auf zürcherisch-schweizerischem Boden wachsen. Auch Jeremias Gotthelf ist in seiner Weltanschauung, in seinen Gestalten, in seiner Sprache so durch und durch schweizerisch, ja bernerisch, daß er ja auf den deutschen Leser auch heute noch wie eine Offenbarung aus einer fremden Welt wirkt. Aber schon Gottfried Keller, so echt schweizerisch sein tiefstes Fühlen und Denken ist und so wenig wir ihn in dem deutschen

Lebensraum wurzelnd denken können, grenzt doch bereits mit einer breiteren Fläche seines Wesens an die reichsdeutsche Literatur; er ist ja auch mit der bestimmten Absicht nach Deutschland gegangen, um sich aus dem nurschweizerischen zum allgemeindeutschen Dichter zu entwickeln, und er hat später immer wieder mit aufloderndem Zorne die Versuche, eine schweizerische Nationalliteratur zu schaffen, zurückgewiesen. Noch weiter in Art und Lebensraum des allgemein deutschen Schriftstellers ist C. F. Meyer hineingerückt, und wenn man vollends unter den Nachfahren der Großen Erscheinungen wie J. C. Heer und Ernst Zahn begegnet, so könnten sie, wenn man vom Stofflichen absieht, das bei dieser Frage nicht entscheidend ist, gerade so gut wie in der Schweiz in einem Teile Deutschlands beheimatet sein: Heer geht unter der Schar der begabten Unterhaltungsschriftsteller mit, und Zahns Gebirgsromane weisen in die Richtung der bayrisch-österreichischen Alpenerzählungen.

Die Mauer, die heute errichtet wird, wirft uns auf unsere Seite herüber und zwingt uns, uns auf uns selber zu besinnen und uns unserer eigenen Art bewußt zu werden. Im besonderen im Leben der Dichtung. Vor etwa vierzig Jahren hat Jakob Baechtold in seiner Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz die Stellung unserer Literatur zum allgemeinen deutschen Schrifttum so umschrieben: «Politisch hat sich die Schweiz seit Jahrhunderten vom großen Reichskörper abgelöst; sprachlich und literarisch ist sie in ihrem deutschen Teile eine alte gute Provinz Deutschlands geblieben». Ich glaube, man darf dieses Wort heute nicht mehr nachsprechen. Es konnte nur geprägt werden in einer Zeit, da einerseits unser literarisches Bewußtsein bereits zu einem hohen Grade verreichsdeutsch war und andererseits unser politisches Leben seine innere Kraft weithin eingebüßt hatte. Schon ein rasches Zusammenstellen der Tendenzen und Auswirkungen schweizerischen und deutschen Schrifttums zu entsprechenden Zeiten kann uns die Einsicht einer wesenhaften Verschiedenläufigkeit geben. Ist es ein Zufall, wenn Zwingli das Werk der kirchlichen Reformation sich nicht gesondert denken kann von der sittlich-staatlichen Erneuerung des Volkes, im Gegensatz zu Luther, der es ablehnt, in sein Reformationswerk auch eine Neuordnung des Verhältnisses des Christen zur Staatsgewalt einzubeziehen? Ist es ein Zufall, daß in Deutschland zu der Zeit der großen Wirkungen der Französischen Revolution um 1800 Goethe und Schiller zu dem antiken Tempel einer gegenwartsfernen Klassik aufsahen, gleichzeitig aber der größte Schriftsteller

der deutschen Schweiz, Heinrich Pestalozzi, sich um die sittliche Erziehung des Volkes mühte und sich liebevoll-helfend zu den Armen und Niederen herabneigte? Wenn Goethe in seinem «Wilhelm Meister» einen Erziehungsroman schrieb, so stellte er darin die Ausbildung einer aristokratischen Ausnahmepersönlichkeit dar; Pestalozzi aber hat in «Lienhard und Gertrud» ungefähr zur gleichen Zeit die Erziehung der untern Volksschichten zu schildern unternommen. Und ein letztes Beispiel. Zwischen 1870 und 1886 schrieb Gottfried Keller zwei große und ernste Auseinandersetzungen mit dem Geiste und Zustande der Demokratie und der reformkirchlichen Bewegung in der Schweiz. Zur gleichen Zeit erklärte Gustav Freytag, gewiß ein repräsentativer deutscher Schriftsteller der Mitte des letzten Jahrhunderts, in seinen Lebenserinnerungen (1886): «Politische, religiöse und soziale Romane sind, wie ernst auch ihr Inhalt sein möge, nichts Besseres im Reiche der Poesie als Demimonde». Diese wenigen in jedes Auge springenden Gegensätze dürften genügen, um erkennen zu lassen, daß eine andere Gesetzmäßigkeit, durch eine andere Seelenverfassung bestimmt, in der schweizerischen Literatur wirksam ist als in der allgemeinen deutschen. Wenn Luther auf dem Marburger Gespräch gesagt haben soll: «Ihr habt einen andern Geist als wir», so hat er damit etwas ausgesprochen, das in einem allgemeineren Sinne gilt, als er wohl meinte.

Und so muß denn gesagt werden: jene reinliche Scheidung zwischen der politischen Verschiedenheit und der sprachlich-literarischen Gemeinschaft im Verhältnis der deutschen Schweiz zu Deutschland läßt sich heute nicht mehr aufrechterhalten. Schon die Tatsache, daß die Eidgenossen sich weigerten, Maximilians Aufnahme des römischen Rechtes für sich gutzuheißen und sich dem Reichskammergericht zu unterwerfen, weil dies im Widerspruch gestanden hätte zu dem schon im Bundesbrief vom August 1291 ausgesprochenen Grundsatz, keine fremden Richter im Lande zu dulden — schon sie beweist, daß die Abtrennung vom Reiche nicht nur ein Akt kühler staatsrechtlicher Überlegung gewesen ist, der sich auf der Oberfläche des Intellektes abspielte, daß sie vielmehr ebenso sehr bedingt war durch imponderable Triebkräfte, die in den Tiefen der angeborenen seelischen Natur wirkten, und die — wir erleben das in Höhepunkten unserer Geschichte immer wieder — stets mit explosiver Gewalt aus dem Volksgemüte hervorbrechen, wenn dem Grundgefüge der Freiheit eine Gefahr droht. Und damit ist auch schon bewiesen, daß diese äußerlich im politischen Handeln sich auswirkenden seelischen Triebkräfte weithin auch in dem

Bereich des geistigen und literarischen Schaffens tätig sind. Auch das Werk des schweizerischen Schriftstellers ist so enge verflochten mit der politischen Bewegung seiner Zeit. Ja, man muß sagen, gerade darin offenbart sich das National-Schweizerische unseres Schrifttums, daß in ihm sich die politische Atmosphäre, die politische Problematik der Zeit ausprägt. Das ist das eigentlich grundlegende Element der schweizerischen Eigenart unserer Schriftsteller. Dabei muß man sich klar machen: die politische Beziehung ist auch dann vorhanden, wenn ein Schriftsteller wie Meyer oder Spitteler sich äußerlich augenscheinlich und betont jenseits des politischen Tageslebens stellt. Es wirkt dann gerade die tiefbegründete seelische Abneigung gegen die Tagesform des Staatslebens in ihrem Geist und in ihrem Werk als formbildende Kraft. Nur der innerlich in sich versunkene Lyriker und — der Unterhaltungsschriftsteller stehen außerhalb des Gesetzes. Jedenfalls aber kann nicht der Stoff — etwa die Bergwelt — als Merkzeichen des schweizerischen Schriftstellers gelten. Und so wäre denn zu sagen: der staatsbezogene Charakter der schweizerischen Literatur unterscheidet sie wesentlich von der des Reiches. Denn sieht man von den Tendenzschriftstellern wie Körner, Freiligrath oder Herwegh ab, so ist der Weg dem deutschen Dichter vorgezeichnet durch jenes Wort, das Schiller in der Ankündigung seiner klassischen Zeitschrift «Die Horen» schrieb: vorzüglich und unbedingt sei von ihrem Inhalte ausgeschlossen alles, «was sich auf . . . politische Verfassung bezieht».

Man kann das seelische Grundgesetz der schweizerischen Demokratie als den Gegensatz zwischen einem starken, eingeborenen Individualismus und einem leidenschaftlichen Willen zum Staate bezeichnen. Der Individualismus, naturhaft gegeben in der Trennung der einzelnen Volksteile, ja einzelner Persönlichkeiten durch Bergwälle, in der ungeheuern Mannigfaltigkeit der Volksart, der Sprache, der Sitten und Gebräuche, prägt sich aus in einem elementaren Bedürfnis nach Unabhängigkeit und Eigenleben. Der Wille zum Staat, auf der tiefen Einsicht des Lebenzerstörenden eines schrankenlosen Individualismus beruhend, drängt zur Unterstellung des Sonderlebens unter die Ordnung der Gemeinschaft, zum gemeinsamen Werk der Hilfeleistung. Diese Polarität von Individualismus und Staatswillen erhält die Demokratie lebendig und beweglich, indem sie immer wieder den Einzelnen zur Auseinandersetzung mit dem Gemeinschaftsleben und seinen Forderungen und Verpflichtungen aufruft und ihn zur tätigen Anteilnahme am Staatsleben veranlaßt.

Im besonderen den Dichter. Wenn in Deutschland der Dichter immer wieder von der Gunst und Hilfe eines Fürsten besonnt gewesen ist — Klopstock, Wieland, Herder, Goethe, Schiller bis herunter zu Geibel, J. Lauff, R. Herzog —: dem schweizerischen Dichter war keine andere Möglichkeit gegeben, als je und je als Bürger der Demokratie, als Berufstätiger unter Berufstätigen zu wirken. Selten nur gestattet ihm ererbter oder erworbener Wohlstand, in freier Muße seinem dichterischen Werke zu leben. Ja, wo diese Schicksalsgunst ihm zuteil wird, da erscheint sie, wie etwa bei C. F. Meyer, leicht als das Danaergeschenk einer gewissen undemokratischen Entfremdung von dem arbeitenden Volke. Gerade die repräsentativen Dichter der Schweiz sind auch in bürgerlichen Berufen tätig gewesen. Niklaus Manuel war Maler und Baumeister, A. von Haller Arzt und Professor, Geßner Buchhändler, Pestalozzi Erzieher und Landwirt, Gotthelf Pfarrer. Und als Bürger der Demokratie haben sie, hier den Dichtern der griechischen Poleis vergleichbar, auch politische Ämter bekleidet: Manuel war Landvogt und Mitglied des Berner Rates, Haller Direktor der Bernischen Salzwerke, Geßner Ratsherr und Forstverwalter, Gotthelf Schulkommissar, Keller Staatsschreiber. Diese, wenn man will prosaische und nüchterne Tätigkeit im Wirtschafts- und Staatsleben ist ihnen doch eine unschätzbare Vorbedingung für das dichterische Schaffen gewesen. Hier haben sie Einblick gewonnen in die Seele des Volkes. Hier haben sich ihnen die wirkenden Kräfte im Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft geoffenbart. Hier haben sie Land und Leute kennen gelernt. Man denke an Gotthelf, wie er mit seinen Bauern lebt und arbeitet und kämpft, an Gottfried Kellers Anteil an der demokratischen Bewegung, und wie ihnen unmittelbar aus dem Bedürfnis des Tages und der Bewegung der Gegenwart der Reichtum und die Wahrheit des dichterischen Werkes aufgeht. Man spricht jetzt in Deutschland von Volksverbundenheit. Sie braucht bei uns nicht mehr entdeckt zu werden. Sie hat sich je und je im Werke des Dichters ausgeprägt. Sie bewahrt ihn vor einer unnatürlichen Narkose, einem ästhetizistischen Art pour l'art. Sie bedingt die Fülle, die Weltoffenheit und den Natursinn des schweizerischen Schriftstellers. Das Volk hat hiefür ein feines Gefühl. Es spürt jedes Abweichen von der Linie der Echtheit. Aber es will auch nicht nur sich selber und sein Alltagsleben in dem Dichtwerke sehen. Es sucht darin noch etwas Höheres. Einen Wegweiser in die Zukunft, den unbeirrbaren Sinn für die sittliche Ordnung des Lebens, die das Getriebe des Alltags oft

genug verschüttet. Es sucht in dem Dichter nicht nur den unterhalten- den Schilderer eines schöneren Phantasielebens, es sucht in ihm seinen Erzieher und Führer. Denn eines hat der Dichter vor dem Politiker voraus: die Kenntnis oder Ahnung der geistigen Untergründe des Ge- schehens. Wo er daher in die Politik untertaucht und politisches Leben schildert, da begnügt er sich nicht mit der Darstellung und Erörterung des Seienden, er gräbt seinen Wurzeln nach und stellt auch das Seinsollende vor uns hin. Alle bedeutenden Dichter der Schweiz sind solche Führer und Lehrer gewesen, von Wittenweiler bis zu Spitteler. Wo sie das nicht waren, da blieben sie dem Volke gleichgültig.

So läuft denn die Literatur der deutschen Schweiz nicht als ein fremdes und rein geistiges Wirken neben den Kämpfen und Nöten des praktisch-politischen Lebens einher, sondern sie lebt von ihm, sie durchdringt es; sie läßt sich von ihm bestimmen und bestimmt es wiederum von sich aus. Die Politiker sind nicht schlecht beraten, die einen Pestalozzi, Gotthelf, Keller und Spitteler kennen. Sie können von ihnen sich den Blick schärfen lassen für das Wesentliche im Leben des Volkes. Sie könnten bei ihnen auch reinere Vorstellungen des staatlichen Geschehens finden, als in der Interessen- und Kompromiß- politik des Tages. Es ist so, daß ein gütiges Geschick der Schweiz noch stets in den wahrhaft großen Zeiten des Staatslebens auch die Dichter schenkte, die innerlich leitend, geistig wegweisend Seite an Seite neben dem Staatsmann für das Notwendige kämpften.

Man nennt die Schweiz eine naturmäßig gewachsene, nicht künst- liche Demokratie. Aber gerade das Wachstum schließt in sich, daß die Form der Demokratie, wie sie heute in unserm Bewußtsein lebt, sich langsam im Laufe der Jahrhunderte aus zeitbestimmten monar- chisch-aristokratischen Vorstellungen und Lebensformen herausgebildet hat und daß Rückfälle in undemokratische Ideen und Formen vor- gekommen sind. Von Anfang an aber zeigt sich die demokratische Idee wirksam, indem das Volk, die Gesamtheit, Subjekt und Objekt der Staatshandlungen und der durch sie geschaffenen Ordnung ist. Wo einzelne Tüchtige hervortreten, tun sie es als Führer und Vertreter des Volkes. Denn das eben zeichnet die schweizerische Demokratie in ihren besten Zeiten aus, daß das Volk nicht als bloße Quantität, als gleichförmige zahlenmäßige Masse mit der Blindheit einer Natur- gewalt handelt, sondern daß es sich unter bedeutende Führer stellt und sich von ihnen leiten läßt. Auch demokratische Politik bedeutet Quali- tätsarbeit, die nicht dadurch erreicht wird, daß man, wie heute, das

demokratische Prinzip in einer Zahlenanbetung zu Tode hetzt und Vernunft zu Unsinn macht.

Entsprechend der allmählichen Entwicklung der demokratischen Staatsform wandelt sich auch das Bild unseres politischen Lebens in der Dichtung. Niemand wird erwarten, daß ein Schweizer Dichter etwa des 15. Jahrhunderts Vorteile und Gefahren der Demokratie darstelle, wie es Gottfried Keller im «Martin Salander» getan hat. Aber doch steigt aus einem Epos zu Beginn des 15. Jahrhunderts ein Bild der Eidgenossen vor uns auf, dessen wir stolz sein dürfen: aus dem «Ring» des Heinrich Wittenweiler. Die Schlachten von Sempach und Näfels sind geschlagen, der Aargau erobert, die ersten Vorstöße nach Italien sind gemacht. Kräftig weitet sich der Bund. Der Verfasser des «Rings» ist noch nicht im eigentlichen Sinn Schweizer, aber er gehört einem Gebiete an, das in nächster Nähe der Eidgenossenschaft liegt und ihr bald zufällt. Er stammte aus einem thurgauischen Ministerialengeschlecht und war vielleicht Weibel oder Schreiber in Lichtensteig im Toggenburg. Der Schauplatz seines Gedichtes ist die Ostschweiz, im besondern das Toggenburg. Man übertreibt nicht, wenn man sein Werk als die bedeutendste Dichtung des späteren Mittelalters bezeichnet. Es ist ein Sittenspiegel und Bildungslehrbuch. Es atmet demokratischen Geist, indem es die ritterliche Bildung des Mittelalters als überlebt erklärt und ihr eine neue bäuerlich-bürgerliche Bildung mit ausführlichen Vorschriften über Eheleben, Leibespfllege, Religion, Anstand entgegensetzt. Man erinnert sich, wie seit der Mitte des 14. Jahrhunderts im Gebiete der Eidgenossenschaft, in Uri, in Zürich, sich Bauern und Bürger gegen Adel und Patriziat auflehnen. In einen ungeheuerlichen Krieg zwischen zwei Dörfern, Lappenhäusern und Nissingen, läuft das Geschehen aus. Hexen und Zwerge, Riesen und Recken der Vorzeit greifen auf beiden Seiten in den Kampf ein. Es sind die Heiden, im eigentlichen Sinne die Kräfte der Heide, der unchristlichen Wildnis, die Mächte eines fessellosen und sinnlichen Naturlebens, nach der Weltanschauung des Mittelalters das Böse, das immer im Hintergrunde des menschlichen Lebens lauert. Nun die Menschen in den wilden Vernichtungskrieg getreten, brechen auch diese bösen Mächte zum Kampfe auf, um die christliche Menschenwelt vollends zu zerstören. Eine Entscheidung vermögen sie nicht herbeizuführen. Furchtbar ist das Gemetzel. Gewalt, List und Zauberei streiten gegeneinander. Da rufen die Nissinger die Schweizer herbei; sie bringen, als eine Art Kreuzfahrer, die Entscheidung und treiben die Heiden in

die Flucht. Nirgends tönt das Lob der schweizerischen Tapferkeit lauter als in Wittenweilers «Ring». Wenn der Verfasser aber die Eidgenossen gegen die Mächte des Bösen kämpfen läßt: melden sich nicht schon damals, zu Beginn des 15. Jahrhunderts, die Anzeichen jener dämonischen Zuchtlosigkeit und jenes wilden Eigennutzes, die dann im Zürichkriege, in den Burgunderkriegen und den italienischen Feldzügen so geile Blüten getrieben haben? Die Kampflieder des 15. und 16. Jahrhunderts zeigen den entfesselten Haß der Krieger und Söldner. Wenn in den politischen Liedern des 14. Jahrhunderts die eidgenössischen Stände unter dem Bilde von Tieren dargestellt werden, etwa Bern als Bär, Freiburg als Ochse, so artet nun diese naiv heraldische Tiersymbolik in unflätige Beschimpfung des Gegners mit Tiernamen aus. Kühe und Kälber werden in den Liedern des Alten Zürichkrieges die Eidgenossen von ihren Feinden geschmäht, als Melkerknaben verhöhnt, denen die Knie durch die Hosen stechen und die schmutzige Kleider tragen. In den Liedern aus dem Schwabenkriege tönt es nicht lieblicher. Der Wille zur staatlichen Gemeinschaft scheint völlig von einem zuchtlosen Individualismus zerfressen.

Die Kirche erweist sich in dieser Zeit unfähig, die Leidenschaften zu dämpfen und das verwilderte Volk zur Ordnung zu rufen. So stellt sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts der Eidgenossenschaft, soll sie nicht in diesem zuchtlosen Individualismus der Reisläuferei und des Pensionenwesens zerfallen, die Doppelaufgabe einer religiös-sittlichen Läuterung des Volkes und einer politischen Festigung. Es ist die Größe, aber auch die Tragik Zwinglis gewesen, daß er die Doppelaufgabe erkannt und den Mut gehabt hat, sie zu lösen. Ein in einem erstaunlichen Sinne moderner Mensch, als Sohn eines Bergbauern welt-offen und naturnahe, durch humanistische Bildung geweitet, sieht er den Sinn des Christentums nicht nur in dem Glauben an Gottes Gnade, sondern ebensosehr in der Sittlichkeit der Familie, der Tüchtigkeit im irdischen Berufsleben und der Tätigkeit im Staate. Er hat als erster die im urschweizerischen Leben schlummernden politischen Kräfte ins Licht eines philosophisch geklärten Bewußtseins gehoben und eingesehen, daß man das Reislaufen, die Pensionen, den selbständigen Verkehr der einzelnen Orte mit dem Ausland beseitigen und die Gewalt des Bundes stärken müsse. Er steht so als Wecker des sittlich-politischen Sinnes recht eigentlich im Mittelpunkt der Geschichte der Schweiz. Das ist seine Größe. Seine Tragik aber ist, daß er jene logische Folgerichtigkeit des Denkens, die er sich als Humanist und Theologe

in geistigen Fragen angewöhnt hatte, als Staatsmann auch in die Erörterung und Lösung der praktischen Aufgaben der unvollkommenen Wirklichkeit hineinragen zu können glaubte, daß er absolut, losgebunden von jeder Rücksicht handelte, wo er im Reiche des Relativen und Geschichtlich-Gewordenen stand. Er hat diese tragische Verquickung zweier feindlichen Welten durch den Heldentod bei Kappel gebüßt.

Der Dichtung seiner Zeit hat er einen entscheidenden Antrieb gegeben. Wie er der erste im hellen Lichte der Geschichte stehende schweizerische Staatsmann wahrhaft großen Ausmaßes ist, so nimmt sie nun zum erstenmal in einem prägnanten Sinne schweizerisches Gepräge an, indem sie im Rahmen des nationalen Lebens die großen Fragen der Zeit erörtert: den Glaubensstreit und die Neuordnung des bürgerlich-staatlichen Lebens. Das von Himmel und Erde bestimmte Schicksal des Landes. Die große Gestalt des Berners Niklaus Manuel steigt auf, in dessen abgestuftem Lebensgange die Volksgeschichte jener Zeit selber Person geworden zu sein scheint. Erst lebt er seinen bildenden Trieb aus im friedlichen Handwerke des Malers und Baumeisters. Dann reißt ihn die Abenteuerlust in das zuchtlose Leben des Reisläufers in Italien. Da gehen ihm die Augen auf über die Verderbnis der Kirche. In einem machtvollen und ergreifenden Traumgedicht, das auf der Heimkehr entworfen zu sein scheint, deckt er den Abgrund auf, der zwischen dem ursprünglichen Evangelium Christi und den päpstlichen Ansprüchen an die Weltherrschaft klafft. Der Papst, wie er im Himmel Einlaß heischt, wird von Petrus abgewiesen und zum Teufel geschickt. In der Hölle ist er zu Hause. In Lucifer begrüßt er seinen allerliebsten Herrn, und mit Küssen und Umarmung wird die Bruderschaft gefeiert. Vom Traume aufgewacht betet der Dichter:

«Herr Jesu Christ, ich rüef dich an,
Du magst uns alle trösten.
Du hast den Himmel ufgeton,
Sust stüend min Sach zum bösten.
Hilf uns, Herr, daß wir nit allein
Im Trom den Himmel sehend,
Sonder daß wir alle ingmein
Dir ewigs Lob verjehend (verkündigen)».

Damit hat er den Weg an die Seite Zwinglis gefunden, und nach der Rückkehr kämpft er in seinen Fastnachtsspielen für die neue Welt-

anschauung. Das gewaltigste, «Vom Papst und seiner Priesterschaft», gibt eine umfassende Satire auf das kirchliche Regiment. Die Priester mit ihrem Anhang bis herunter zu dem Sigrüst und der Pfaffenmetze sind Totenfresser: sie erpressen von dem geängstigten Gemüt der Frommen reiche Spenden für Totenmessen und Gebete, um die arme Seele vom Fegefeuer zu befreien:

«Die Toten gend guot Spys und Lon».

Der Papst aber kämpft als weltlicher Herr um seine Macht und kümmert sich nicht um die von den Türken bedrängten Christen: er ist «ein Wolf und nit ein Hirt». So entsteht überall Haß und Widerstand gegen sein Regiment. Ja, Petrus selber bestreitet, daß er sein Nachfolger sei und die Seelen erlösen könne. Er sagt:

«Die Schlüssel zum Himmel hab ich nit allein,
Christus gab sie allen Christen gmein.»

Das ist der Grundsatz der Reformation, die der Kirche das alleinige Mittleramt entreißt und die Erlösung in den Grund der eigenen Seele des Gläubigen legt.

Der jähe Sturz des hochgemuten Reformationsgeistes in der Schlacht bei Kappel bedeutet auch die Lähmung des stolzen Aufschwunges der Dichtung. Ein Jahr nach der Kappeler Schlacht, 1532, hat der Luzerner Hans Salat in einem Gedicht von infernalischer Größe, dem «Triumphus Herculis Helvetici», den Untergang Zwinglis (er ist der schweizerische Herkules) besungen. Ein Teufelshaufen, Wotans wildem Heer vergleichbar, holt die gefallenen Ketzler, darunter Zwingli, vom Schlachtfeld, und alle rasen sie in die Hölle. Das ist, innerhalb der Dichtung, der Schluß des großartigen und leidenschaftlichen Kampfes der Geister. Nun ist es, wie wenn ein mächtig und wild dahinstürmendes Gewässer plötzlich durch eine Staumauer zum Stillstand kommt und zum toten See sich beruhigen muß. Für anderthalb Jahrhunderte, von 1530 bis zum Schluß des siebzehnten Jahrhunderts, scheint der schaffende Geist aus der schweizerischen Literatur entflohen zu sein. Wohl werden noch umfängliche Volksschauspiele gemacht und Volkslieder verfertigt, aber Gepränge und Masse müssen die fehlende Seele ersetzen. Wie die Politik der Zeit in ein kleinliches Geplänkel der beiden Parteien zerrinnt und die einst so selbstbewußten Eidgenossen sich dem französischen Könige zu Füßen legen, wie die freie Bewegung des religiösen Geistes zu kirchlichen Formeln gefriert, so scheint auch die lebendige Kraft des dichtenden Volksgemütes erstorben.

Es ist für die Erkenntnis schweizerischen Geistes und schweizerischer Dichtung sehr bedeutungsvoll, wie die schaffende Kraft sofort wieder aufbricht, sobald, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, das Vernunftdenken der Aufklärung dem forschenden Geiste aufs neue freie Bahn schafft. Die Aufklärung ist eine dem schweizerischen Wesen im eigentlichen Sinne angemessene Geistesbewegung gewesen. Sein Freiheitsdrang, sein Individualismus, seine Nüchternheit und seine Abneigung gegen hohle Phantastik können sich jetzt in einer homogenen Atmosphäre ausleben. Man weiß, wie, vom kritischen Geiste der Aufklärung getragen, die beiden Zürcher Bodmer und Breitinger die Erkenntnis des Wesens der Dichtkunst entscheidend gefördert haben. Weniger bekannt ist, wie von der Schweiz aus die Erörterung der Zeitproblematik immer wieder von dem ästhetischen Gebiete in das des öffentlichen Lebens und der Politik gelenkt worden ist. Schon der witzige Toggenburger Johannes Grob, der Epigramme geschrieben, ist ein scharfblickender politischer Kopf gewesen. Albrecht von Haller hat mit seinen Gedichten nicht nur moralische, sondern auch politische Absichten verfolgt. Er hat die öffentlichen Sitten in seiner Vaterstadt gegeißelt und die reine und vernünftige Ordnung der Natur und ihrer Bewohner dem Prunk und der Sittenlosigkeit seiner Mitbürger entgegengestellt. Noch der Greis hat in drei wohldurchdachten Romanen das Problem der politischen Verfassung erörtert, das Rousseau durch seinen *Contrat social* in Fluß gebracht. Als Professor der vaterländischen Geschichte hat Bodmer nicht nur die Taten der Väter gepriesen, sondern die zürcherische Jugend zu Demokraten der Zukunft zu erziehen gesucht. Um 1760 ist in Deutschland eine politische Literatur entstanden. Damals haben Thomas Abbt, Friedrich Karl von Moser u. a. die Fragen des Nationalgeistes, der Monarchie und Republik, der Stellung des Fürsten zu Beamten und Volk besprochen. Ihre Ausführungen sind zu einem großen Teil durch die Schriften des Bruggers J. G. Zimmermann und des Baslers Isaak Iselin angeregt worden, wie ja auch Deutsche mit schwärmendem Eifer an den Versammlungen der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach teilnahmen. Auch Wieland dürfte durch Bodmer, Zimmermann und Iselin in der Schweiz den Sinn für politische Fragen bekommen haben, wie er sie später in seinem «Goldenen Spiegel» behandelte. Darf man sich für einen Augenblick den romantischen Luxus leisten, sich auszumalen, wie sich das deutsche Geistesleben und vielleicht auch die politische Geschichte in der Folgezeit gestaltet hätten, wenn diese Richtung auf das Politisch-

Aktuelle in der deutschen Literatur wirklich Bürgerrecht gefunden hätte? Sie fand es nicht. Nach 1780 wurde sie durch das Bedürfnis eines weltbürgerlichen, über die tatsächliche Wirklichkeit erhöhten Kunstgeistes im antikisch-klassischen Sinne abgelöst. In der Schweiz aber blieb der Bund von Dichtung und öffentlichem Leben wirksam. In dieser Überlieferung steht Heinrich Pestalozzi, der aus der seelischen und materiellen Not um die Jahrhundertwende nicht nur der größte Volkserzieher der neueren Zeit geworden ist, sondern der deutschen Literatur auch in «Lienhard und Gertrud» den bedeutendsten sozialpädagogischen Roman geschenkt hat. In seinem Wirken stößt der lebendige Gehalt der schweizerischen Aufklärungsideen in die praktische Lebensgestaltung des neunzehnten Jahrhunderts vor.

Um 1820 setzt in der Schweiz die Erneuerungsbewegung ein. Es ist eine geistig-weltanschauliche, eine politische und eine wirtschaftlich-soziale. Der Kampf geht um die Ideale des achtzehnten Jahrhunderts. Erst jetzt ist, nach dem überstürzten Gewaltmarsch der Helvetik, die Zeit gekommen, wo der Geist des Rationalismus, der demokratischen Freiheit und Gleichheit sein Lebensrecht zu erkämpfen hat. Die ganze Masse der uralt-geschichtlichen Mächte stellt sich ihm entgegen, wie sie eben in der Verfassung und Lebensordnung der Restauration aufs neue Gestalt gewonnen haben: der Glaubensinhalt des alten Christentums, die patriarchalische Lebensauffassung, die bäuerliche Wirtschaftsordnung, der kulturelle Individualismus der verschiedenen Landesteile, die alteidgenössische Einfachheit, der Föderalismus der kantonalen Politik. Soll diese naturhafte, dunkle und undurchdringliche Irrationalität des Geschichtlich-Gewordenen durch die klare und saubere Rationalität der liberalen Staats- und Weltanschauung abgelöst werden, die der Tradition der Geschichte nur noch so viel Geltung einräumen will, als sie vor den Ansprüchen der Vernunft, das heißt einer freien und gerechten Entfaltung des geistigen und wirtschaftlichen Lebens standhält?

Man darf wohl sagen, daß die von diesem Kampfe erfüllte Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die größte Zeit der neueren Schweizergeschichte ist seit der Reformation, zu der sie über die Jahrhunderte die Brücke schlägt. Es ist darum auch kein Zufall, wenn in dieser politisch bedeutsamen Zeit nun auch die Dichtung in den Werken Gotthelfs und Kellers wieder einen Gipfel ersteigt.

In ihrem Gegensatz prägt sich der staatliche Kampf des Zeitalters in wesenhafter Größe aus. In dem Streite der Staatsmänner und Par-

teien wird der Gegensatz mehr und mehr zum Kampfe um die äußere Machtstellung. Konservativ und radikal, kirchlich und freisinnig wirken als Schlagworte, die wie runde und feste, aber ziemlich abgegriffene und nicht immer saubere Bälle hin- und hergeworfen werden. In den Werken der Dichter schließen sich die geistigen Tiefen auf, aus denen die Tagesworte erst Sinn und Kraft erhalten.

In Gotthelf kämpft nicht etwa der Geist vor 1798 gegen den von 1830 und 1848. Denn auch Gotthelf ist in seiner Art ein Liberaler gewesen. Freilich ein Liberaler besonderer Prägung. Man kann ihn, und das gerade ist das Große an ihm, überhaupt nicht mit einem Partiestempel bezeichnen. Was in ihm streitet, da und dort sich der Tagesworte zu bedienen scheint, das ist im Grunde in ihm doch flüssig, dunkel und geistig. Wofür er kämpft, das ist daher nicht eine geschichtliche, tatsächliche Größe, vielmehr ein Idealgebilde seines eigenen Gemütes: eine Schweiz, in der Gottes Gnadensonne ein Land von besonderer Schönheit und Fruchtbarkeit bescheint, weil seine Bewohner in seinen Geboten wandeln. Und dieses Land allerdings dachte er sich am liebsten in der Schweiz, das heißt im Kanton Bern. In jener grandiosen Schilderung der Wassernot im Emmental im Jahre 1837 malt er aus, wie die Wolkenheere, die Verderben ausschütten, von Westen her, aus Frankreich, über das Berner Land ziehen wollen und dann durch den Berggrat der Hohnegg aufgehalten werden: «Aber der alte Berner Berg wankte nicht, beugte sich nicht, wie ungeheuer der Andrang auch war». So stemmte sich Gotthelf dem Andrang der Ideen des politischen Liberalismus entgegen: dem Vernunftkultus der Französischen Revolution und der Hegelschen Philosophie und seiner Auswirkung in der radikalen Weltanschauung, in der Pädagogik, Gesetzgebung und Rechtspflege der Dreißiger und Vierziger Jahre, dem Materialismus der sozialistischen Propaganda, der Oberflächlichkeit und Überheblichkeit der philosophisch-naturwissenschaftlichen Aufklärung. Er war der Geistliche, der für Gott und sein Reich kämpfte, und für den die Natur und das irdische Leben nur so weit Geltung hatten, als sie von dem Geiste Gottes durchdrungen waren. Je mehr der Radikalismus an Boden gewann, um so leidenschaftlicher stritt er, und schließlich galt sein Widerstand dem modernen Staate mit Einschluß des Bundesstaates von 1848 überhaupt. Er kam sich vor wie in seiner Erzählung «Der Druide» der Priester der alten Helvetier, als sie, von der Pracht und Fruchtbarkeit des südlichen Gallien verlockt, ihre rauhen nördlichen Wohnsitze verließen. Einsam blieb er zurück

und opferte der Göttin Hertha, diente der Mutter Erde und hütete für die besiegten Flüchtlinge des Volkes den Hort der Heimat und ihr Heiligtum.

Was Gottfried Keller Gotthelf gegenüberzustellen hatte, das war die den Gesetzen der fortschreitenden Zeit angepaßte und notwendige Umbildung des Lebens und seiner Ordnungen. Das geschichtliche Bild jeder Zeit bildet eine organische Einheit, in der jeder Teil auf den andern eingestimmt ist, und worin keiner herausgebrochen werden kann, ohne daß das Ganze sich verschiebt und Schaden leidet. So ist in Gotthelfs Weltbild die Verherrlichung des Bauerntums enge verbunden mit seiner Anbetung Gottes in der Größe und Herrlichkeit der irdischen Natur. Aber der gesetzmäßige Gang des geschichtlichen Lebens brachte es mit sich, daß in der Mitte des 19. Jahrhunderts die früher bäuerliche Wirtschaftsordnung der Schweiz sich in eine industrielle umwandelte und die Stadt über das Land hinauswuchs. Für die neuen und verwickelten Bedürfnisse des modernen Industriestaates besaß Gotthelf keinen Sinn. Das bedeutete ihm Abfall von Gott und seiner heiligen Ordnung. Es ist die geschichtliche Bedeutung Gottfried Kellers, daß er als Sohn der industriereichen Ostschweiz die Notwendigkeit der Wandlung und Neuordnung erkannte. Er hat, selber bäuerlichem Blute entstammend, den Kampf um die neue Weltanschauung nicht leichten Herzens geführt, wie sein «Grüner Heinrich» zeigt. Aber nachdem er einmal als die einzige Aufgabe des Menschen den entscheidungsvollen und verantwortlichen Dienst für die Volksgemeinschaft auf Erden erkannt hatte, wuchs aus dem Verzicht auf ein besseres Jenseits auch die fröhliche Zuversicht eines festen Natur- und Lebensglaubens heraus, und nun schrieb er seinen «Liebesbrief»

«An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End'.»

Gerade weil er wie Gotthelf in dem Freiheitssturme der Zeit die Gefahr der Zersetzung sieht, so muss er mit um so größerer Strenge die sittlichen Grundlagen des neuen Staates betonen. In den Gesängen, mit denen er ein Menschenalter lang so vielen Festen in der Schweiz die höhere Weihe gegeben hat, will er — wenn das Paradox gestattet ist — dem Volke seine weltlichen Kirchenlieder schenken: er hat sie mit den Gedanken und Mahnsprüchen einer demokratischen Moralität bis an den Rand gefüllt. Politik und Weltanschauung, staatliches Geschehen und religiöses Leben sind ihm unlöslich miteinander verbun-

den, eines wirkt durchs andere, die Gefahren des einen sind auch die Gefahren des andern und mit dem einen geht auch das andere dem Untergang entgegen. Demokratie bedeutet ihm so nicht etwas Äußeres oder rein Verfassungsmäßiges: Stimmrecht der Masse, Gedeihen der Wirtschaft, politische Macht, sondern zuerst etwas Inneres: sittliche Tüchtigkeit und geistige Reife des Volkes, Verantwortungsgefühl der Leitenden. Daher hat er in dem «Verlorenen Lachen» und in «Ursula» jeweils ein politisches und ein religiöses Geschehen in der Heimat neben- und miteinander dargestellt, dort die demokratische Bewegung der sechziger Jahre, hier Zwinglis kirchlich-politische Reformtätigkeit. Je mehr das demokratische Staatswesen äußerlich verfassungsmäßig ausgebaut wurde und damit die lebendige Staatsidee zu den Paragraphen der Gesetzgebung gefror, um so schärfer erkannte er auch die Gefährdung und Minderung des inneren Wertes, die Erkrankung des Kernes des Staates. Gotthelf hatte aus solcher Wahrnehmung heraus in seinem «Zeitgeist und Bernergeist» in der Mitte des Jahrhunderts dem Volke der Schweiz sein politisches Testament gegeben. Keller aber schrieb den «Martin Salander». Der Schweizer der wirtschaftlich blühenden und politisch selbstbewußten Demokratie, Martin Salander, ist ein gutgearteter, ideal veranlagter, geschäftlich tüchtiger und patriotischer Mann, dem aber eine allzu große Vertrauensseligkeit immer wieder schwere Verluste bringt. Das Verbrechen dringt durch die Schlechtigkeit seiner Schwiegersöhne in seine Familie ein. Es gelingt ihm, es abzustößeln. Aber sein Sohn, in dem sein Blut weiter lebt, entbehrt bei aller Überlegenheit in Bildung und Urteil der väterlichen Tatkraft: er kann nur noch erhalten, nicht mehr steigern. Auch hier ist Keller der größere Realist als Gotthelf. Unbestechlich stellt er den wirklichen Ablauf des Geschehens dar, und er kennt keine andere Genesung als aus dem Boden der Natur, dem gesunden Sinn und sittlichen Kern des Volkes — Gotthelf hatte wider den verderblichen Zeitgeist die himmlischen Heerscharen aufgerufen. Man darf sich nicht verhehlen: so sehr Gotthelf in «Zeitgeist und Bernergeist» gegen die böse Zeit poltert und schimpft, in Kellers «Martin Salander» ist das Bild der gefährdeten Demokratie trostloser und niederschlagender, weil es getreuer ist.

So zeigt gerade die Vergleichung der beiden Alterswerke Gotthelfs und Kellers, wie sehr die schweizerische Demokratie in den rund dreißig Jahren, die zwischen ihnen liegen, an innerem Schwung und geistigem Gehalt verloren hat, wie sehr sie «materialisiert» worden ist.

Wir begreifen, daß die beiden großen Schweizer Dichter, die nun noch folgen, C. F. Meyer und Carl Spitteler, kein wesentliches Verhältnis zu dem ideenlosen Staate ihrer Zeit mehr finden können. Meyer flüchtet sich aus der Gegenwart in die heldische Vergangenheit, aus der demokratischen Heimat in die monarchischen Nachbarländer: Italien, Frankreich, Deutschland, ja nach England, und seinen eigenen Ideenkampf — die Frage der Gerechtigkeit im Weltgeschehen — läßt er nicht biedere Schweizer Landsleute durchstreiten, sondern große Persönlichkeiten der Weltgeschichte.

Carl Spitteler vollends ist die zeitgenössische Demokratie mit ihrem Festgepränge, ihrem Streben nach Geldmacht und ihrer Kompromißsucht so verhaßt, daß er sich aus ihr in ein überweltliches Idealreich flüchtet und seinen Mythos von dem Werden und Vergehen irdischer Herrlichkeit in den Olymp verlegt. Und von hier aus, aus dem Reiche des Absoluten und Unbedingten, schleudert er seinen Fluch auf die Machthaber der Erde, ihre Verlogenheit, ihre Geistlosigkeit, ihre Roheit und Grausamkeit.

Man darf bei dem Dichter, der in «Imago» sein Schicksal als das des «Tasso unter den Demokraten» bezeichnet hat, nicht sagen, er habe bei dieser Charakteristik der Menschen nicht an seine Landsleute gedacht. Das Furchtbarste aber ist: «Prometheus und Epimetheus», der Erstling, und der «Olympische Frühling», das Alterswerk, beide sprechen es aus: wer die Dinge der Erde lenkt und Ruhm gewinnt, das ist nicht der lautere und starke Geistesmensch, sondern der brutale und kluge Machtmensch. Prometheus muß dem Epimetheus, Apollo dem Zeus weichen. Das ist das Urteil über den Staat und seine Leiter, das Spitteler an seiner eigenen Zeit gewonnen hatte. Das seines Lehrers Jakob Burckhardt deckt sich damit Wort für Wort.

Soll der geschichtliche Betrachter nun hier an der Schwelle der Gegenwart halt machen, aus der demutvollen Erwägung heraus, daß das Heute unübersichtlich und dem geschichtlichen Urteil unzugänglich sei? Ich bin nicht dieser Ansicht. Wer ist eher berufen, über die Gegenwart zu urteilen, der, der ein reiches und langes geschichtliches Leben, dessen Sinn er zu kennen glaubt, sich in dem Werden des Heute fortsetzen sieht, oder der, der nur im Dienst des Heute steht und aus ihm heraus urteilt? Jener urteilt aus der Distanz, dieser aus der Nähe. Jener, mit dem Wissen und der Verantwortung der Zeiten belastet, muß es sich versagen, durch Austeilung billiger Lobspprüche

eigenes Lob sich zu erwerben, dieser darf diese Lobsprüche nicht immer meiden.

Es muß gesagt werden: unsere Literatur hat seit Spittlers «Olympischem Frühling», der der letzten Generation angehört, kein repräsentatives Werk mehr hervorgebracht, kein Werk, das den für unser Schrifttum bedeutsamen Bund zwischen Dichtung und Staatsleben bezeugt, indem es die ungeheure Problematik im heutigen politischen Leben zu bewältigen sucht. Aber, so werden die Schriftsteller gegenfragen: Gibt es eine repräsentative Gestalt heute in unserm politischen Leben, an der die Phantasie sich entzünden kann? Gibt es Ideen, die den Gedanken befruchten könnten? Es gibt nur wirtschaftliche Abwehr- und Aufbaumaßnahmen, die Wirtschaft aber ist kein dankbares Gebiet für die Poesie. Oder sie weisen auf die Dutzendpolitiker und Parteibonzen hin, die den Dienst am Vaterlande verwechseln mit Eigennutz, Tüchtigkeit mit Sesselsucht, Mut mit Pfiffigkeit.

Sicherlich, die Schweiz hat größere Zeiten gelebt und kraftvollere Führer gehabt; aber sind die Aufgaben auch je so schwer gewesen wie heute? Wenn die Schriftsteller klagen, daß die Politiker versagen, ist das ein Grund für sie, scheu um die ungeheure Problematik der Zeit herumzugehen (von kümmerlichen Versuchen und Scheuklappenbildern abgesehen)? Warum sollen sie nicht mit eigenem Ideenreichtum, mit Charakterstärke und Mut für eine bessere Zukunft kämpfen, wie Gotthelf es tat gegenüber einer Zeit, die er wahrlich für schlecht genug gehalten hat? Daß auch das Dritte Reich, trotz Dichterakademie und Reichsschrifttumskammer noch kein repräsentatives Werk hervorgebracht hat, ist für uns ein schlechter Trost, könnte aber darauf hinweisen, daß die Ursache des Versagens in tieferen Gründen und allgemeineren Gesetzmäßigkeiten liege. Doch die Natur hat noch immer die menschliche Voraussicht beschämt. Warum sollen wir also nicht hoffen, daß eines Tages das ersehnte Werk uns geschenkt wird, das ich mir allerdings lieber nach Art von «Zeitgeist und Bernergeist» denke als nach Art des «Martin Salander»: der Verfasser müßte die Rettung von oben, nicht von unten erhoffen. Bis dahin aber mögen wir uns an den «Olympischen Frühling» halten, der auch unserem Geschlecht noch einiges zu sagen hat, und an jenes Wort, das Spittler dem in sein kampf- und leidenvolles Erdendasein auswandernden Herkules mitgibt:

«Mut sei mein Wahlspruch bis zum letzten Tag,
Mein Herz heißt dennoch».